Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 25 (1945)
Heft: 2

Buchbesprechung: Einzelbesprechungen = Comptes rendus
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einzelbesprechungen. — Comptes rendus.

Schillers Historische Schriften, herausgegeben und eingeleitet von EDGAR BONJOUR. Erster Band: *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* und *Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande von der spanischen Regierung.* 518 S. 8°, mit 16 Bildnissen. Basel, Burg-Verlag 1945.

Die deutschen Klassikerausgaben werden in der Schweiz allmählich selten und man fängt an, sie bei uns neu zu drucken, um sie zur Hand zu haben. Diesem Zweck wird auch vorliegende Ausgabe des Burg-Verlags dienen wollen, die sich vornimmt, Schillers historische Schriften gesondert herauszugeben. Man kann sich fragen, ob das zeitgemäß ist. Schiller als Historiker ist von den Fachleuten der Zunft oft etwas geringschätzig beurteilt worden; seine historische Bildung war autodidaktisch und heute würde der Dichter kaum noch zum Professor für Weltgeschichte an einer europäischen Universität ernannt werden. Es ist erfreulich, daß ein Ordinarius der Geschichte an der Basler Hochschule sich nicht an dieses zünftische Vorurteil hält, sondern Schiller als Historiker nicht nur herausgibt, sondern auch nach seinen Vorzügen durchaus anerkennt, wie aus seiner interessanten Einführung (S. 11—27) hervorgeht. Natürlich ist ja Manches, was Schiller vor 150 Jahren geschrieben hat, von der heutigen Forschung etwas überholt und läßt auch die Ideen der Aufklärung in bezug auf die Auffassung der Geschichte, die nicht mehr ganz die unsern sind, stark hervortreten. Aber groß ist und bleibt Schiller auch heute als Historiker durch den weiten Blick, durch den Sinn für die großen Zusammenhänge und durch seine glänzende Diktion, die zwar gelegentlich das Pathos des Dichters nicht verleugnet, aber dafür auch nicht den prächtigen Fluß der Sätze in der Sprache und die Anschaulichkeit in Einzeldarstellungen, Vorzüge, die auch und gerade der heutige Leser, besonders der Liebhaber der Geschichte, vielleicht noch mehr als der Gelehrte, zu schätzen weiß. Wir sind ja heute in bezug auf die Aufmachung durch die Biographie romancée verwöhnt. Um so erfreulicher ist es, wenn man auch in Werken, die den Anspruch auf strenge Geschichtlichkeit machen, auf eine so meisterhafte Darstellungsweise stößt.

Von einem Dichter erwartet man vielfach, daß er es mit den Tatsachen und der ausgiebigen Benutzung der vorhandenen Quellen nicht besonders genau nehme, indem er auf seine Phantasie und seine Kombinationsgabe vertraue, die ihn Lücken gern und leicht ausfüllen lasse, die ein reiner Historiker durch mühsames Studium auszufüllen bestrebt ist. Bonjour gibt aber auch in dieser Beziehung Schiller ein besseres Zeugnis, als man es, eben nach jenem Vorurteil, erwarten würde. Er zeigt, daß Schiller sehr viele

Quellen, meist in lateinischer Sprache, studiert und benutzt hat und daß ihm eigentlich nur die spanischen, deren Text er nicht lesen konnte, fremd geblieben sind. So hat er doch offenbar den Ruf eines ernsten Forschers und großzügigen Darstellers, der ihm durch dieses Werk den Ruf an die Jenaer Hochschule verschaffte, ganz wohl verdient. Selbst ein Mann wie Johannes von Müller, der sich nicht genug tun konnte im Studium von Quellen, spricht von Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges in einer Besprechung als von einem « herrlichen Werk », das er mit Spannung in wenigen Tagen gelesen habe.

Große historische Werke kommen nicht in viele Hände außer in die der Gelehrten, schon wegen ihres hohen Preises. Aber mancher Laie ist als Besitzer von Schillers Werken hinter dessen historische Schriften geraten und hat durch sie zum ersten Mal erfahren, was Geschichtschreibung im großen Stile heißt, und hat sie bewundern gelernt. Möge dies auch das Schicksal und der Erfolg dieser Schweizer Ausgabe sein, die fortgesetzt werden soll. Sie enthält übrigens nicht nur die Geschichte der Niederlande, sondern auch die großzügige, ja geniale Antrittsvorlesung Schillers über Sinn und Zweck der Weltgeschichte, die hier der « niederländischen Rebellion » vorangestellt ist. Sie verdient es vor allem, wieder gedruckt und gelesen zu werden, und wird ihres Eindruckes besonders auf jugendliche Leser, die auch noch etwas von der Rhetorik und dem Optimismus des Aufklärungszeitalters vertragen, nicht verfehlen.

Die Ausgabe von Bonjour ist mit 16 gut ausgewählten zeitgenössischen Bildnissen und Darstellungen von Ereignissen ausgestattet und gibt nicht nur die erwähnte gute Einleitung, sondern auch in Anmerkungen Auskunft über die Textgestaltung, über die von Schiller benutzten Quellen und über neuere Darstellungen der niederländischen Geschichte.

Frauenfeld. Theodor Greyerz.

Gedenkbuch zur Fünfhundertjahrfeier der Schlacht bei St. Jakob an der Birs vom 26. August 1444. Im Auftrage des Regierungsrates des Kantons Basel-Stadt herausgegeben von der Historischen und Antiquarischen Gesellschaft zu Basel. 328 S. Verlag von Helbing & Lichtenhahn. Basel 1944.

Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs vom 26. August 1444 hat im Jubiläumsjahr eine recht stattliche Literatur hervorgerufen, nachdem seit längerer Zeit keine größere Monographie mehr über dieses Thema erschienen war. Immerhin zählt gerade diese wichtige, zumal durch die an sie anknüpfenden Folgen bedeutsame kriegerische Auseinandersetzung zu jenen Ereignissen, die wiederholt das Interesse des Historikers gekannt haben.

Sehen wir von Darstellungen alter Zeit ab — man denke etwa an Peter Ochs, Johannes von Müller, Markus Lutz usw. —, so begegnet uns als erste umfangreiche Publikation 1844 die « Säcularschrift der Historischen Gesellschaft zu Basel », die eine größere Zahl von annähernd gleichzeitigen Be-

richten über die Schlacht aus den verschiedenen Lagern vereinigte und so dem Leser die Möglichkeit bot, sich selbst ein Bild von jenen Vorgängen zu machen. Die aus Chroniken, Feldberichten, Urkunden, Aktenstücken usw. zusammengesetzte Sammlung, neben deren Herausgeber, Wilhelm Wackernagel, andere besonders tätige Mitglieder der Gesellschaft, wie z. B. Jacob Burckhardt, mitwirkten, ist noch heute für jeden, der sich eingehend mit jenen Ereignissen beschäftigt, unentbehrlich, wenn schon wichtige alte Berichte und Chronikstellen, namentlich die Schilderung Hans Fründs, die Erzählung bei Gilg Tschudi, dann Schamdocher usw., die damals nicht oder nur teilweise bekannt waren oder unterschätzt wurden, darin fehlen. Trotz den hundert Jahren emsiger Forschung ist leider keine neue, kritische Quellenpublikation zur Schlacht veröffentlicht worden, die die Publikation von 1844 ersetzen würde.

Der Historiker der letzten hundert Jahre hat sich vorzugsweise mit der Erforschung einzelner politischer Züge, gewisser Phasen der Schlacht oder einer Gesamtwürdigung des Geschehnisses nach politischen und militärischen Gesichtspunkten befaßt. Es ist Jacob Burckhardt, der 1844 in seiner Habilitationsvorlesung « Die Lage Frankreichs zur Zeit des Armagnakenzuges 1444 » (Gesamtausgabe XIV, 42—56) universalhistorisch die Situation beleuchtet. In engem lokalhistorischen Rahmen schildert dann Fechter Basel im Kriege gegen die Armagnaken (Basler Taschenbuch, 1862, 1 ff.), wozu er (ib. 1864, 123 ff.) vier wertvolle unmittelbare Berichte über die Schlacht 1864 beisteuert. Wieder von einem bedeutend weiteren Horizont aus behandelt 1874 der verdiente Historiker der berüchtigten Schinder, Alexander Tuetey, in seinem stets noch fundamentalen Werke « Les Ecorcheurs sous Charles VII ». (I, 121 ff., 217 ff.; II, 1 ff., 507 ff.) ganz zentral die Schlacht. Wenig später, 1877, bietet August Bernoulli, eine auf alle zur Verfügung stehende Quellen, namentlich den eben erst entdeckten Bericht Schamdochers sich stützende kritische Untersuchung. Ihr folgen aus der Feder des Gleichen ein populäres Basler Neujahrsblatt (Nr. 60, pro 1882) und ein Heft in der Basler Reihe des Vereins für Verbreitung guter Schriften (1892). Über Bernoulli hinaus gelangt 1887 Camille Favre in seiner glänzenden Einführung zu der von ihm und L. Lecestre gebotenen Edition des Jouvencel Jehan de Bueils, des großen französischen Heerführers in der Schlacht bei St. Jakob (bes. I, pag. XVII ff.), wozu die Schrift des in der oberrheinischen Geschichte wohl bewanderten Heinrich Witte « Die Armagnaken im Elsaß 1439—1445 » (1889) wenig nennenswert Neues beifügt.

Seither wurde die Schlacht, die dermaßen von allen Seiten gründlich erörtert und untersucht worden ist, nur mehr in zahlreichen, allgemeinen Werken mehr oder weniger ausführlich erzählt, wobei etwa auf die Darstellungen Dierauers, R. Wackernagels, Gagliardis hingewiesen sei, Darstellungen, die die großartig lebendige und packende, im Kern durch die Forschung nicht erschütterte oder überholte Schilderung eines Johannes von Müller nicht erreichen, geschweige übertreffen.

Das Kriegsjahr 1944 bot die erfreuliche Gelegenheit, das namentlich vom patriotischen Standpunkt aus glorreiche und wichtige Ereignis erneut zu fixieren und der Mitwelt sinnfällig in Erinnerung zu rufen. Kaum ein Geschehnis aus der großen Vergangenheit unseres Landes wäre gerade damals so geeignet gewesen, dem Schweizer Volk mit allem Nachdruck vor Augen gehalten zu werden, wie gerade die Heldentat der Eidgenossen vor Basels Toren. Es ist begreiflich, daß denn auch der Opfertod der heldenmütigen Schar stärker in den Vordergrund gerückt wurde als die politischen Folgen, die daran anknüpften und im Grunde genommen weit wichtiger waren als die militärische Aktion.

Den Auftakt des beträchtlichen Schrifttums von 1944 machte das bereits 1943 erschienene Basler Neujahrsblatt (vgl. hier Jg. 24, 1944, 444—446), das sich zum Ziel gesetzt hatte, einerseits vom damaligen Basel ein Bild auf Grund zeitgenössischer Berichte — nämlich des bekannten Ennea Silvio — zu geben, anderseits die Schlacht in ihrer Verflechtung mit den vorhergegangenen und nachfolgenden politischen Ereignissen für einen weiteren Kreis zu schildern und durch eine Untersuchung des Schlachtfeldes zu ergänzen [1]. Später hat der Schreiber dieser Zeilen im Rahmen der « Kommentare zum Schweiz. Schulwandbilderwerk », zusammen mit Heinrich Hardmeier, die Schlacht nochmals behandelt [2], während Hans Bandli und Paul Suter eine kleinere Darstellung in den « Baselbieter Heimatblättern » veröffentlichten [3]. In einen größeren kriegsgeschichtlichen Rahmen stellte H. G. Wirz die Schlacht [4]. Wertvoll erscheint die von A. Jaggi publizierte Zusammenstellung von zeitgenössischen Berichten über die Schlacht und den Alten Zürichkrieg [5]. Aus der umfangreichen literarischen und rednerischen Produktion zum Fest sei insbesondere die gehaltvolle und schöne Rede E. Bonjours [6] und die hübsche Schrift H. Schneiders [7] genannt. Das Hauptwerk stellt indessen ohne Zweifel das « Gedenkbuch » dar, das von der Basler Historisch-Antiquarischen Gesellschaft auf das Fest hin herausgegeben wurde [8]

---

[1] Eine Literaturzusammenstellung, die, wie der Rezensent hervorhebt, im Neujahrsblatt fehlt, wo in der Regel keine solchen gegeben werden, bot der Verfasser im Auftrag der Pro Helvetia auf einem Sonderblatt, speziell im Hinblick auf die Abhaltung von Gedenkstunden über die Schlacht. — Eine besondere erweiterte Ausgabe des Neujahrsblattes ist auf Veranlassung der Regierung des Kantons Basel-Land 1944 erschienen.

[2] A. Bruckner und H. Hardmeier, Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Zürich 1944.

[3] H. Bandli und P. Suter, Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. Liestal 1944.

[4] H. G. Wirz, Vom Sempacherkrieg zum Thurgauerzug. Der Weg über St. Jakob. Bern 1944 (Gestalten und Gewalten der Schweizergeschichte 3).

[5] A. Jaggi, St. Jakob an der Birs und der Alte Zürichkrieg. Berichte von Zeitgenossen. Bern 1944.

[6] E. Bonjour, St. Jakob an der Birs. Gedenkrede. Basel 1944.

[7] H. Schneider, Wie ich St. Jakob sah. Gute Schriften Basel 1944.

[8] XII und 327 S. 3 Farb- und 54 Schwarztafeln. Verlag von Helbing & Lichtenhahn Basel 1944.

und dank einem hohen Staatsbeitrag als wohlfeiles prächtiges Buch bereits bei Erscheinen leider vergriffen war.

Die Aufgabe, die sich die Basler Gesellschaft dabei stellte, war keine einfache und kleine, zumal die Inangriffnahme des Werkes in einer für solche Untersuchungen denkbar ungünstigen Zeit stattfand. Infolge der Verschließung der ausländischen Archive, die für eine gründliche neue Untersuchung der politischen und z. T. militärischen Vorgänge absolut unerläßlich sind, konnte weder eine über Bisheriges hinausgehende Darstellung der historischen Ereignisse, noch eine Quellensammlung, die einigermaßen den Ansprüchen der wissenschaftlichen Forschung genügt, geboten werden. Eine abschließende, selbst über Favre hinausgelangende Schilderung der Ereignisse wird der Leser daher von vorneherein in diesem gewichtigen Gedenkbuch nicht erwarten können.

Hätte man eine solche Arbeit deswegen unterlassen sollen? Sicherlich nur dann, wenn sie auf eine bloße Wiederholung des von Früheren erarbeiteten Stoffes hinausgekommen wäre. Doch dem ist nicht so. Und glücklicherweise hat die Gesellschaft in richtiger Erkenntnis des heute Möglichen den Akzent des Buches denn auch nicht auf die rein politische Geschichte gelegt. So bildet denn das Gedenkbuch mit seinen verschiedenen, sehr interessanten und aufschlußreichen Einzelmonographien einen ungemein wertvollen Beitrag zur Geschichte des 15. Jahrhunderts, den man nicht missen möchte.

Der allgemeine, den historischen Ereignissen im engern gewidmete Teil stammt von Hans Georg Wackernagel. Er untersucht die quellenmäßige Überlieferung und die bisherigen Darstellungen, die Vorbedingungen militärischer Art in der Eidgenossenschaft, in Österreich und Frankreich, die Ereignisse vor der Schlacht, dieselbe dann besonders, sowie die nachfolgenden Geschehnisse. In klarer abgewogener lebendiger Schilderung weiß er den Leser zu fesseln, ihm ein eindrückliches Bild von der politischen und militärischen Entwicklung zu bieten und durch seine wiederholte Kritik manche Punkte schärfer zu umreißen.

Beachtenswert ist Wackernagels hohe Bewertung von Tschudi, besonders was den Bericht seines an der Schlacht teilgenommenen Großvaters Werner Aebli anbelangt. Er betrachtet diesen Bericht als einen der wertvollsten Augenzeugeberichte aus eidgenössischem Lager, der somit denjenigen von Hans Fründ wesentlich ergänzt (oder beruht die Fründsche Darstellung vielleicht auf dem Aebischen Bericht? Auf solchen Überlebender ja bestimmt). Andererseits lehnt er den Bericht Schamdochers rundweg als eine späte, vielleicht fiktive Quelle ab, die bis dahin (und übrigens auch im Gedenkbuch selbst) als eine sehr wertvolle Hauptquelle betrachtet wurde. Freilich hätte der Versuch unternommen werden sollen, die Frage der Echtheit strenger zu erörtern als es geschehen ist.

Durchaus im Vordergrund steht — und dies ist bei dem Folkloristen Wackernagel eigentlich nicht anders zu erwarten — die stark volkskundlich unterbaute Untersuchung über die militärischen Grundlagen in der Eidge-

nossenschaft, und hier vermag der Verfasser über das Bisherige hinaus Wertvolles zu bieten. Es ist ein ungemein interessantes Bild, das der Verfasser, z. T. in Ergänzung früherer Studien über eidgenössische Freiharste, Kriegertum, Hirtenkultur, Kriegsbräuche, Fehdewesen usw., von den damaligen Gesellschaftszuständen entwirft. Es ist unbedingt ein Verdienst des Verfassers, daß er von volkskundlicher und kriegsgeschichtlicher Richtung her die Vorbedingungen militärischer Art für St. Jakob beleuchtet. — Freilich können wir nicht mit allen Ausführungen des Verfassers einig gehen. Um nur eines zu erwähnen: die große Jugendlichkeit der eidgenössischen Krieger darf und sollte nicht zu weit gefaßt werden. Gewiß handelte es sich um Scharen verhältnismäßig junger Krieger, worauf schon der Ausdruck Aeneas Sylvius' von der lectissima juventus hinweist. Immerhin aber gab es unter den Eidgenossen bei St. Jakob doch auch eine größere Anzahl Männer, und dahin zählen alle jene in der Eidgenossenschaft angesehenen Persönlichkeiten. Ein wichtiger Berner Eintrag, der zahlreiche Mitglieder des Großen Rates von Bern unter den Gefallenen aufzählt, spricht deutlich dafür, daß vor allem auch Männer mitkämpften. Der Schlußfolgerung des Verfassers, wonach das Fehlen der Namen bernischer Knechte in schriftlichen Aufzeichnungen der Epoche (vor allem in Anniversarien) geradezu ein Hinweis auf ihre Jugendlichkeit darstelle, indem man die allzujungen Krieger nicht festzuhalten für nötig erachtet habe, kann ich nicht beipflichten. Einmal widerspricht sie der Tatsache, daß für die übrigen Orte, deren Knechte bei St. Jakob umkamen, solche Aufzeichnungen existieren. Dann aber beruht das Fehlen von Aufzeichnungen im Umstand begründet, daß wir aus dem Kt. Bern merkwürdig wenig mittelalterliche Jahrzeitbücher besitzen und diese bekanntlich unsere wichtigsten Quellen für die Gefallenen bieten [9]. Die Darlegungen Wackernagels, die für andere Schlachten nachzuprüfen wären, machen — dies sieht man hoffentlich immer mehr ein — die Schaffung einer Schweiz. Prosopographie des Mittelalters dringend nötig, um die gesellschaftliche Struktur unseres Landes, das Standeswesen, die politischen und militärischen Verhältnisse überhaupt viel genauer erfassen zu können. Solange wir eine solche Zusammenstellung nicht besitzen, tappen wir bei sehr vielen Problemen unserer Geschichte im Dunkel oder Halbdunkel.

Ohne Zweifel bildet das 2. Kapitel den wertvollsten Teil des Wackernagelschen Beitrages. Seine Ausführungen sind sicherlich geeignet, auch

[9] Vereinzelte Jahrzeitbücher aus dem an Gotteshäusern einst so reichen Bernbiet finden sich z. B. auf der Berner Stadtbibliothek in Original und Kopie (z. B. von Fraubrunnen, Frauenkappelen, Interlaken, Königsfelden, Rüeggisberg, Sigriswil, Nidau, Vechingen, ferner vom St. Vinzenzenstift in Bern), andere verstreut im Staatsarchiv usw. Listen oder Erwähnung von bei St. Jakob Gefallenen in den Anniversarien von Jegenstorf, Vechingen, Oberbalm. — Wackernagel entgangen ist der bereits vor Jahren bekannt gewordene, nun neuerdings von G. Kurz, Berner bei St. Jakob an der Birs (in Der Kleine Bund, Jg. 25, 27. 8. 1944, No. 35) aufgeführte Behördenrodel von 1444, in dem 24 Mitglieder des bernischen Großen Rates, die bei St. Jakob gefallen sind, darunter Hans Matter, genannt werden.

andere Epochen unserer älteren Landesgeschichte zu klären. Es wäre überaus wichtig, wenn systematisch die von ihm angeschnittenen Probleme volkskundlicher und soziologischer Art für bestimmte wichtige Teile unserer Geschichte erörtert und untersucht würden.

In den folgenden, der politischen Geschichte gewidmeten Kapiteln — Politische Ereignisse vor der Schlacht, diese selbst und der Ausklang — hat der Verfasser eine die bisherige Forschung kritisch zusammenfassende, z. T. ergänzende sachliche und lebendige Darstellung geboten, die in kurzen Zügen das Wesentliche herausarbeitet.

In einem zweiten Beitrag hat E. A. Gessler «Bewaffnung, Wehr- und Befestigungswesen zur Zeit der Schlacht bei St. Jakob an der Birs» auf das gründlichste umfassend erhellt und beschrieben. Es ist ein trefflicher Beitrag zum alteidgenössischen Wehrwesen. In seiner sicheren Art der Untersuchung der vorhandenen Schriftquellen (Baslerische, eidgenössische und ausländische), Bildquellen (Tafelbilder wie der Jünteleraltar in Schaffhausen, die Gemälde des Konrad Witz, Miniaturen, Fresken, Plastiken, Glasgemälde, Bilderchroniken) und erhaltenen Waffen und Rüstungen bietet der Verfasser ein Bild, wie es bisher in einer derartigen Genauigkeit und Eindringlichkeit für keine Schlacht und keine Epoche unserer Geschichte vorliegt. In souveräner Kenntnis des Waffenwesens zeichnet der bekannte Konservator die alte eidgenössische Bewaffnung aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. In einem 2. Kapitel ergänzt der Verfasser seine Ausführungen durch ebenso exakte und tiefschürfende Betrachtungen über das Wehrwesen der Eidgenossen und Basler jener Zeit, skizziert auch die Bewaffnung der Armagnaken und ihr Heerwesen, ohne hier, begreiflicherweise und aus den gleichen oben angedeuteten Gründen, erschöpfend zu sein. Wertvoll sind dann seine Gedanken zur Kriegführung und Taktik der Armagnaken bei St. Jakob an der Birs. In einem 4. Kapitel behandelt Gessler das Befestigungswesen Basels, wo er ein sehr großes bereits zum MS. verarbeitetes Material nicht mehr bringen konnte. Ohne Zweifel hätten auch diese Ausführungen das Interesse des Historikers besessen, da wir so genaue und auf breitestem Quellenmaterial aufgebaute Fachstudien nur über wenige Schweizer Befestigungen besitzen. Hoffentlich kann Gessler dieses MS. bei anderer Gelegenheit veröffentlichen.

Ins Kunst- und Kulturgeschichtliche führt uns der geistvolle Beitrag Rudolf Riggenbachs über Kapelle und Siechenhaus von St. Jakob an der Birs Die Geschichte der Siedlung, des alten Leprosoriums, mit ihren mannigfachen Schicksalen zieht an uns vorüber, geschildert in jener launigen Art, die dem Verfasser eigen ist. Er weiß uns die alten Ansichten von St. Jakob in Wort und Bild zu vergegenwärtigen und berichtet über die wertvollen Funde von 1894, hält auch nicht mit seiner herben Kritik über den Abbruch der alten Schlachtkapelle zurück, die noch Fresken aus der Zeit vor dem Ereignis besaß und so tatsächlich einer der lebendigsten Zeugen jenes großen Ereignisses gebildet hat. — Der mit Bildern reich ausge-

stattete kunstgeschichtliche Beitrag ist eine überaus wertvolle Ergänzung zu all dem, was man bisher zur Schlacht beigesteuert hat. Die Kapelle findet darin eine umfassende kunstgeschichtliche Würdigung. Als pietätvolles Denkmal (freilich nicht in den Augen der Basler von 1894!) verdient sie diesen gesonderten monographischen Beitrag in der Denkschrift, auch wenn sie bereits in den Kunstdenkmälern der Schweiz (Basel III, 389—419) von Baer kurz zuvor eindringlich behandelt worden ist.

Max Burckhardt widmet in einem letzten Teil der Schlacht im Gedächtnis der spätern Jahrhunderte einen instruktiven wertvollen Beitrag. Bereits früher hat sich der Verfasser im Basler Jahrbuch 1939 mit diesem Thema befaßt; der gegenwärtige Aufsatz führt die dort skizzierten Gedanken weiter aus und bietet dem Leser einen auch für andere historische Ereignisse unserer Geschichte nachahmenswerten Überblick über die literarische Beschäftigung der Nachwelt mit der Schlacht. Dabei kommt es dem Verfasser nicht so sehr darauf an, « das Verhältnis der Quellen zu dem einmal tatsächlich eingetretenen Ereignis » festzustellen, es ist also keine quellenkritische Untersuchung, sondern eine historiographische. « Dem vielfachen Widerhall der Schlacht in Schrift, Rede und bildender Kunst » geht Burckhardt nach, « in was für verschiedenen Klängen die Schlacht besungen worden ist und wie sich diese Klänge im Verlauf der Jahrhunderte gewandelt haben », ist seine Absicht zu schildern. Während der Verfasser die Zeit bis zum Ende des 17. Jahrhunderts nur andeutet, immerhin manch wertvolle Hinweise beisteuert, geht er für die folgende Periode (18. Jhdt. bis 1844) außerordentlich stark in die Breite und bietet mit seinen gehaltvollen Ausführungen ohne Zweifel eine für lange abschließende Würdigung, die auch sehr hübsch illustriert wird. Für die letzten hundert Jahre wird ein knapper Überblick geboten. Die am Schluß gegebenen Beilagen (18. und 19. Jhdt.) sind willkommen. So fügt sich zu schon bestehenden ähnlichen Untersuchungen über andere große Schweizer Schlachten und deren Feste die vorliegende Arbeit Max Burckhardts als ein wohl gelungener Wurf. Mit ihr schließt der darstellerische Teil der Festschrift.

In einem Anhang glaubte die Basler Gesellschaft eine Quellenauswahl bieten zu müssen. Sie umfaßt aus dem sehr reichen, bis jetzt bekannten Quellenmaterial nur 13 Stücke. Zunächst die lateinische Fassung von Aeneas Sylvius' Schreiben Friedrich III. bzw. Herzog Sigmunds an König Karl VII. von Frankreich. Es folgen die beiden Beschreibungen der Schlacht von dem gleichen Humanisten; die bis vor kurzem einem größeren Kreis kaum bekannte Schlachtschilderung von Arnold Heymerick; Hans Fründs Chronik; das bekannte Schlachtlied; Tschudis Schilderung; Brüglingers Basler Chronik; desgleichen die von Erhard von Appenwiler, sowie Heinrichs von Beinheim, dann Johannes von Müllers Darstellung, endlich das Ensisheimer Instrument vom 28. Oktober 1444. — Betrachtet man diese ungewöhnlich knappe Zusammenstellung, so wird man vor allem an den Zweck denken müssen. Eine wissenschaftlichen Forderungen entsprechende

Auswahl war jedenfalls kaum ins Auge gefaßt worden. Allein die Sammlung von 1844 ist um vieles reichhaltiger und muß stets noch zugezogen werden. Sodann fehlen auch die vielfach für das Verständnis nötigen Anmerkungen. Der Laie, der sich gerne ein Bild aus den Quellen verschaffen will, ohne selbst eigene Forschung zu treiben, findet immerhin in dieser Zusammenstellung eine wertvolle Lektüre. Allerdings ist es bedauerlich, daß das rein wissenschaftliche Werk, das in mehrfacher Hinsicht grundlegend ist, durch eine solche Konzession an ein bestimmtes Leserpublikum in seinem Werte bestritten wird.

Wenn übrigens schon eine solche Sammlung gewagt wurde, so hätte man doch verschiedene wichtigere Stücke nicht weglassen dürfen. So hätte man die betr. Stelle aus Schamdocher und auch d'Escouchy erwartet, zumal ersterer bis jetzt gar nicht gut greifbar ist und von Wackernagel in seiner Echtheit angezweifelt wird. Auch die nicht in der Basler Säkularschrift von 1844 publizierten Berichte Thürings von Hallwil, die Fechter und Janssen erstmals veröffentlicht haben, wären wichtig genug gewesen, neuerdings einem weiteren Publikum zugänglich gemacht zu werden, wie auch die Berichte des Präzeptors von Isenheim (bei Tuetey) und von elsässischen und lothringischen Zeitgenossen, die u. a. Witte nur zitiert. Abgesehen von solchen erzählenden Quellen, die für das Verständnis der Schlacht von ganz bedeutendem Interesse sind, hätte man aber zumindest den Versuch erwartet, eine Liste der bei St. Jakob gefallenen Eidgenossen zu geben. Gerade weil im Gedenkbuch die Echtheit oder doch zumindest die Zuverlässigkeit gewisser Schlachtjahrzeitlisten angezweifelt wird, hätten sämtliche noch auffindbare Verzeichnisse, insbesondere auch das Wenige aus dem Kt. Bern mitgeteilt werden sollen, in kritischer Bearbeitung, zumal ja die Säkularschrift nicht alle Listen und diese ohne Apparat geboten hat. Der Wünsche für eine Quellensammlung gerade in bezug auf St. Jakob wären allerdings noch viele. Immerhin hätte eine den wissenschaftlichen Anforderungen genügende Sammlung weit über das hinaus geführt, was sich die Basler Gesellschaft zum Ziel gesteckt hat und was sie tatsächlich in der heutigen Zeit hätte erfüllen können. Auch mit dem Schönheitsfehler einer nicht voll befriedigenden Quellenauswahl behaftet, wird man aber das Gedenkbuch als eine grundlegende, unsere Geschichtsliteratur bedeutsam bereichernde Publikation betrachten dürfen.

Basel. Albert Bruckner.

MICHAEL STETTLER, *Schodoler, Bilder aus seiner Chronik.* Verlag AZ-Presse, Aarau 1943.

Die großen schweizerischen Bilderchroniken stehen mit der Machtentfaltung der Eidgenossen im Ausgang des Mittelalters im Zusammenhang. Sie hatten deren Kriegsruhm in Wort und Bild der Nachwelt zu verkünden. Ihre Abfassung erfolgte bisweilen sogar auf Grund eines amtlichen Auftrages. Daraus erklärt sich, daß die wichtigsten Werke dieser Art in den

politischen Zentren, zu Zürich, Bern und Luzern, entstanden sind. Wenn Untertanengebiete Chronisten hervorgebracht haben, so waren es Ausnahmen, die zudem die Anregungen aus regierenden Orten empfingen.

Aus aargauischem Gebiet sind vor der Reformation zwei Chronisten hervorgegangen. Anton Tegerfeld von Mellingen schrieb nach 1512 eine durch Theodor von Liebenau in der Argovia XIV publizierte lateinische Chronik, die wenig selbständigen Wert besitzt, nur einen knappen Zeitraum umfaßt und das Hauptinteresse auf allgemeingeschichtliche Vorgänge lenkt. Bedeutend höher ist nach Anlage und Ausstattung das dreibändige Werk Werner Schodolers aus Bremgarten einzuschätzen. Auch dieses stellt im wesentlichen eine Kompilation aus den großen Chroniken dar. Schodoler kopierte meist wörtlich aus Justingers Berner Chronik, aus dem ältesten Zürcher Jahrbuch, aus Etterlin, aus Justinger in Tschachtlans Abschrift, aus Hans Fründ und dem Berner Diebold Schilling. Eigene Zusätze fügt er bei über seine Vaterstadt und über Ereignisse, die er miterlebt hat. So erfahren wir, daß sein Vater das Fähnlein der Stadt Bremgarten nach Grandson getragen hat. Mit der Darstellung der Zeit von 1500 bis 1525 wird der Chronist selbständig. Das Beste leistet er in der Schilderung der Schlacht von Marignano, an der er vielleicht selbst teilgenommen hat. Ein Teil der Zusätze des zweiten Bandes ist von G. Studer schon 1869 im Archiv des Historischen Vereins des Kt. Bern veröffentlicht worden. Es wäre zu wünschen, daß nach den Vorarbeiten von J. Stammler im Bd. XIII des genannten Berner Archivs der Rest des Werkes, zumal für die Zeit von 1478 bis 1525, einer quellenkritischen Überprüfung unterzogen und die selbständigen Zutaten Schodolers gedruckt würden.

Schodoler ist 1541 im Alter von 51 Jahren als Schultheiß seiner Vaterstadt gestorben. In der Jugendzeit hat er eine Kanzleischulung zu Bern genossen. Schon als Dreizehnjähriger war er dort tätig und hatte während fünf Jahren Gelegenheit, Zeitgeschichte in unmittelbarer Nähe zu erleben und Einblick in die Chroniken des Berner Archivs zu gewinnen. Damals mag er den Plan zu einem eigenen Geschichtswerk gefaßt haben. 1509 kam er als Stadtschreiber nach Bremgarten, wurde 1514 Mitglied des Rates und 1520 für den Rest seines Lebens Schultheiß. Als solcher hat er auf katholischer Seite wohl entscheidend in die Geschicke Bremgartens während der Glaubenskämpfe eingegriffen.

Das Gesamtwerk Schodolers hat sich in einer 1585 angefertigten Abschrift des Berners Samuel Gruner erhalten. Vom Original hingegen ist der erste Band verloren gegangen. Den zweiten bewahrt das Stadtarchiv Bremgarten auf. Der dritte, dessen Bilderschmuck der Publikation Stettlers zugrunde liegt, ist 1803 mit dem Ankauf der Zurlaubenschen Handschriften- und Büchersammlung in die aargauische Kantonsbibliothek gelangt.

Wichtiger als der Text ist die Illustration. Der zweite Band enthält 132 kolorierte Bilder, die drei Zeichnern zugewiesen werden können, von denen der eine mit dem Monogramm HD signiert. Ungleich wertvoller erweist

sich aber der dritte Band mit 193 Bildern. Mit wenigen Ausnahmen stammen diese von einem einzigen, leider unbekannten Zeichner, der in kecker, flüssiger Linienführung seinen Figuren und Landschaften einen überraschend lebendigen Ausdruck verleiht, der die Schweizerkrieger hochgemut und breitbeinig auf dem Boden stehend darstellt, aus ihnen schon das Körpergefühl der Renaissance sprechen läßt und damit selber über den Stil der üblichen Chronikbildner hinauswächst. Auch in der Komposition seiner Bilder, denen er Tiefe und Weite zu geben versteht, strebt er einer neuen Zeit- und Kunstauffassung zu. Damit gehört die Chronik Schodolers, wie die feinsinnige, das kunstgeschichtliche Verständnis ungemein fördernde Einführung Stettlers darlegt, nicht mehr dem Mittelalter, sondern der Renaissance an. Der Zeichner des dritten Bandes stellt sich « in die Reihe der Künstlerkrieger mit dem Schweizerdolch, wie er am eindeutigsten in Urs Graf, am reichsten in Niklaus Manuel Erscheinung wurde ».

Ob dieser Illustrator zu Basel, Bern oder Zürich, von wo Schodolers Frau stammte, in engern Beziehungen gestanden hat, kann nicht leicht geklärt werden. Dafür hat ihm Stettler mit der geschickten, vorzüglich erläuterten Auswahl der 55 Bildseiten einen unverlierbaren Ehrenplatz unter den schweizerischen Buchillustratoren gesichert. Dem Verlag der AZ-Presse ist die Wiedergabe der schwarz-weißen Zeichnungen und des in angenehmem Braun gehaltenen Textes der Bildseiten hervorragend gut gelungen. Nach Inhalt und Form präsentiert sich der stattliche Band als Musterleistung von bleibendem Wert.

Baden. Otto Mittler.

WILLY PFISTER, *Die Prädikanten des bernischen Aargaus im 16.—18. Jahrhundert, 1528—1798* (Band 11 der Quellen und Studien zur Geschichte der helvetischen Kirche). Zwingli-Verlag Zürich, 1943, 217 S., 2 Kunstdruckbeilagen; geb. Fr. 7.50.

1939 hat Willy Pfister eine wertvolle Monographie über das « Chorgericht des bernischen Aargaus im 17. Jahrhundert » veröffentlicht. Nun legt er eine nicht minder wertvolle Arbeit über die « Prädikanten des bernischen Aargaus » vor.

Den Hauptteil der Schrift bildet ein Verzeichnis aller Pfarrer, die von 1528 bis 1798 in den 43 Gemeinden des bernischen Aargaus gewirkt haben. Voran geht eine Einleitung, die in markanten Strichen das kulturgeschichtliche Milieu zeichnet und die allgemeinen Ordnungen schildert, in denen sich das Leben der Pfarrer abspielt. Am Schlusse folgt eine stattliche Zahl von Anmerkungen über Pfrundverhältnisse und Maßregelungen von Pfarrern.

Das ganze vermittelt ein äußerst lebendiges, bisweilen geradezu ergreifendes Bild von einem wenn auch nicht hervorstechenden, so doch nichtsdestoweniger bedeutsamen Stück schweizerischer Welt- und Kirchengeschichte.

Basel. Ernst Staehelin.

EMIL USTERI, *Bürgermeister Leonhard Holzhalb* (1553—1617). Der Wiedererwecker von Zürichs Bündnispolitik. Zürich 1945, A.G. Gebr. Leemann & Co. 349 S. Fr. 15.—.

In Bürgermeister Leonhard Holzhalb begegnet uns ein Diplomat, der, unter kluger Anpassung an die Zeitverhältnisse, die zürcherische Regierung zu bestimmen vermochte, in der Politik einen neuen Kurs einzuschlagen. Seit der Reformation war Zürich unter dem Einfluß der Geistlichkeit und einiger älterer Staatsmänner der Zwinglischen Schule dem althergebrachten Grundsatz treu geblieben, sich von Bündnissen mit fremden Mächten fern zu halten. So noch im Jahre 1602, ungeachtet einer feierlichen Botschaft der Städte Bern, Basel, Schaffhausen und St. Gallen, welche die Zwingli-Stadt zum Beitritt zum französischen Bündnis zu überreden versuchte. Wohl fehlte es schon damals nicht an Männern, die in Zürichs politischer Isolierung eine Gefährdung der Stellung des eidg. Vorortes im schweizerischen Staatenbunde erblickten und nur schon aus diesem Grunde einen Wechsel herbeisehnten. Aber es bedurfte schon eines Mannes vom Format des Bürgermeisters Leonhard Holzhalb, um der vielen Widerstände Herr zu werden, und bis dahin dauerte es volle zehn Jahre.

Leonhard Holzhalb war der Sprosse eines seit dem Jahre 1401 in Zürich verbürgerten Geschlechtes, das in seinen ersten Generationen dem einträglichen Metzgerberuf oblag. Sein Vater war ein vielbeschäftigter Glasmaler, der als Landvogt von Grüningen auch im öffentlichen Leben eine geachtete Stellung einnahm. Die Mutter war die Tochter eines Gastwirts, der als Offizier in der Schlacht bei Kappel fiel. Die Familie gehörte somit zur bürgerlichen Oberschicht, ohne mit der damaligen Aristokratie, d. h. mit den Junkern von der Adeligen Stube zum Rüden, in nähern Beziehungen zu stehen. Leonhard Holzhalb betätigte sich in der damals aufblühenden Wollindustrie, hatte Glück und stand schon als Vierzigjähriger mit an der Spitze der zürcherischen Exporteure. Der erfolgreiche Wollenherr verschmähte es aber auch nicht, sich an andern gewinnversprechenden Geschäften, wie Holzhandel und Bergbau, zu beteiligen und war überall dabei, wo Aussicht auf Erfolg bestand. Durch seine Heirat mit einer Junkerin aus dem Geschlechte der Grebel versippte er sich mit der Aristokratie; dasselbe tat er, zum Witwer geworden, in drei weitern Ehen. In dieser wirtschaftlich und gesellschaftlich gesicherten Lage konnte es sich der übrigens schon mit vierzig Jahren zum Statthalter beförderte Unternehmer gestatten, sich ausschließlich dem Staatsdienst zu widmen. Seine Sporen verdiente er sich als Abgesandter nach Graubünden und nach Venedig, wo er Gelegenheit hatte, sein diplomatisches Geschick unter Beweis zu stellen. Das Jahr 1609 brachte ihm die Bürgermeisterwürde, wobei er das Glück hatte, an seinem Amtskollegen Bürgermeister Joh. Rudolf Rahn einen Gesinnungsgenossen zur Seite zu haben. Beider Ziel lag darin, der Limmatstadt im schweizerischen Staatenbund wieder volle Geltung zu verschaffen und durch Wiederaufnahme der fremden Kriegsdienste Stadt und Land eine neue Einnahmequelle zu er-

schließen. Dabei kam ihnen sehr zustatten, daß nicht sie, sondern ihre Bündnispartner als Werbende aufzutreten hatten, sodaß ihre Aufgabe in der Hauptsache lediglich in der Festsetzung der Bedingungen bestand. Bei alledem nahmen die Verhandlungen Monate, selbst Jahre in Anspruch, wie sich dies aus einer großen Zahl von Korrespondenzen, Depeschen und Dokumenten ergibt. Dieses weitschichtige, zum guten Teil noch unbeachtet gebliebene Quellenmaterial, das sich auf die Bündnisse mit dem Markgrafen von Baden-Durlach (1612), mit der französischen Krone (1614) und mit der Republik Venedig (1615) bezieht, hat Usteri mit souveräner Beherrschung des Stoffes vom Grund auf verarbeitet und Hand in Hand damit ein auch nach der kulturellen Seite hin sehr beachtenswertes Zeit- und Lebensbild geschaffen. Wenn schon er sich hütet, die Korrespondenz der Bündnispartner restlos als bare Münze hinzunehmen und auch Holzhalb gegenüber keineswegs blind ist, kommt er zum Schluß, daß die von demselben in die Wege geleitete, stets auf das Gleichgewicht gerichtete Bündnispolitik einem Zeiterfordernis entsprach und Stadt und Land zum Nutzen gereichte. Damit stellt sich der Verfasser in Gegensatz zu früheren Historikern (Hottinger, Mörikofer, Dändliker), die, auf Zwinglis Spuren wandelnd, in der Wiederaufnahme der auswärtigen Kriegsdienste, unter Mißachtung der damit verbundenen politischen und wirtschaftlichen Vorteile, nichts anderes als eine Demoralisierung der Massen erblickten.

Über Holzhalbs Betätigung auf innenpolitischem Gebiet gibt uns der Verfasser im VIII. Kapitel « Pater Patriae » ein anschauliches Bild. Auch hier harmoniert der Bürgermeister voll und ganz mit seinem Amtskollegen Rahn. Beide tendieren auf eine Stärkung der Staatsgewalt in dem Sinne, daß die Regierungsgewalt über Stadt und Land mehr und mehr zur Sache der regierenden Hauptstadt werde. Spannungen, wie sie später, vor und nach dem Bauernkrieg, in Erscheinung traten, konnten um so eher vermieden werden, als der wirtschaftliche Aufschwung der Stadt, geradeso wie der auswärtige Kriegsdienst, nicht zuletzt auch der Landbevölkerung zustatten kamen. Gleichzeitig vollzog sich dann innerhalb der städtischen Bürgerschaft eine soziale Umstellung, für welche, neben Rahn, nicht zuletzt Holzhalb die Verantwortung trägt. Bis dahin lag die Leitung des zürcherischen Staatswesens seit Zwinglis Zeiten zum guten Teile in den Händen tüchtiger Handwerker und Gewerbetreibender, während die Junker und die gegen das Ende des 16. Jahrhunderts vereinzelt auftretenden Unternehmer lediglich eine schwache Minderheit bildeten. Darüber aber, daß sich der neue Kurs nur dann zu behaupten vermöge, wenn sich der Rat, und zwar in seiner Mehrheit, dazu bekenne, war Holzhalb sehr wohl im Bilde. Deshalb tat er an seiner Stelle alles, um seinen Verwandten, Freunden und Anhängern auf irgend einem Weg Sitz und Stimme im Rat zu verschaffen. Gleichermaßen betrieb er eine ebenso kluge wie vorsichtige Heirats- Haus- und Familienpolitik, wobei es ihm gelang, seine Kinder und nächsten Anverwandten einerseits mit den immer noch einflußreichen Junkern, anderseits aber auch mit

der im Entstehen begriffenen Plutokratie zu versippen. Auf diesem Wege schuf er sich einen Anhang, der nur schon seiner Herkunft und seines Reichtums halber stark ins Gewicht fiel. So kam es dann innerhalb der Bürgerschaft, wenn auch nur ganz allmählich, zu einer Klassenscheidung, die bereits den Keim einer Geschlechterherrschaft in sich barg.

In einem scharfsinnigen Schlußkapitel setzt sich der Verfasser auch noch mit Charakter und Persönlichkeit seines Helden auseinander, ohne zu verschweigen, daß ihm des Bürgermeisters Innenleben zum guten Teile verschlossen blieb. Nicht anders dürfte es Holzhalbs Zeitgenossen ergangen sein, haben wir es doch mit einem nüchternen Tatmenschen zu tun, der für höhere Dinge kaum etwas übrig hatte, am allerwenigsten aber — selbst seinen Freunden und Gesinnungsgenossen nicht — sein Innerstes preis gab. Ob und inwieweit sich der Bürgermeister in seiner Politik von persönlichen Machtgelüsten leiten ließ, mag dahingestellt bleiben. Tatsache ist, daß er sich der Grenzen seiner Macht bewußt blieb und, im Gegensatz zu Hans Waldmann, auch im Glück Maß zu halten vermochte.

Usteris « Holzhalb » ist keine Biographie romancée, aber sie liest sich in einzelnen Kapiteln, wie: Aufstieg einer Metzgerfamilie — Zwinglis Vermächtnis — Im Kreuzfeuer de Castilles — Im Schatten des Markuslöwen — Persönlichkeit und Zeitgeist, — bei aller wissenschaftlicher Gründlichkeit mitunter wie ein Roman. Überhaupt ist es nicht zuletzt die meisterhafte Darstellungsweise, die diesem Lebens- und Zeitbild aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ein besonderes Gepräge verleiht.

Zürich. Hans Schultheß.

Petrus Ramus, Basilea, Eine Rede an die Stadt Basel aus dem Jahre 1570, lateinisch und deutsch, übersetzt und eingeleitet von Hans Fleig. Basilisk-Verlag, Basel 1944. 128 S. 4⁰ mit 7 Abbildungen berühmter Humanisten.

Der Basilisk-Verlag in Basel stellt sich u. a. die Aufgabe, ältere Werke, die Basel betreffen, in schönen, neuen und wissenschaftlichen Ausgaben dem gebildeten Publikum vorzulegen. Hier handelt es sich um eine zwar gar nie gehaltene, erst in Genf verfaßte und dann gedruckte Lobrede auf Basel, die der französische Humanist Petrus Ramus nach einem ungefähr ein Jahr dauernden Aufenthalt in der Schweizer Rheinstadt als Huldigung für diese in wohl gebauten humanistischen Perioden verfaßte und dann drucken ließ. Aus der kurzen biographischen Einleitung von Hans Fleig erfahren wir, daß Ramus, eigentlich Pierre de la Ramée, um 1515 in der Nähe von Soissons geboren, sich schon früh als kühner humanistischer Gelehrter bemerkbar machte, indem er mit 21 Jahren in mehreren Werken gegen die aristotelische Philosophie auftrat. Er verschaffte sich damit in Paris, wo er seine Laufbahn begann, viele Feinde. Man machte dem unbequemen Neuerer sogar deswegen den Prozeß und seine Ansichten wurden auf das Eingreifen Franz' I. öffentlich verurteilt. Doch gewann er 1551 unter Heinrich II. eine Lehrstelle am Collège de France. Hier wirkte er 10 Jahre mit Erfolg; aber

seine Neigung zum evangelischen Glauben machte seine Lage in Paris unsicher. Er begab sich 1568 auf eine große Studienreise, auf der er die meisten damaligen Universitäten Deutschlands besuchte. Unter anderem kam er auch nach Basel, blieb dort, trat in engen Verkehr mit den Männern der Wissenschaft und schrieb dann in Genf jene Rede. Nach Paris zurückgekehrt, wurde er schon 1570 feierlich abgesetzt und fiel wenige Tage nach der Bartolomäusnacht, im August 1572, dem konfessionellen Fanatismus zum Opfer. Seine Leiche wurde in die Seine geworfen.

Die Lobrede auf Basel, die hier in ihrem lateinischen Urtext, verbessert nach philologischen Grundsätzen, sodann sorgfältig und angenehm übersetzt vom Herausgeber Fleig, vorliegt, ist sehr würdig des Studiums. Der Franzose liebte offenbar die schöne Stadt am Rhein, in der er gastliche Aufnahme gefunden hatte, aufrichtig. Er hebt manches hervor, was noch heute nicht nur dem Basler, sondern auch dem Freund Basels Freude machen wird, z. B. die schönen Petersanlagen und die Pfalz, die Munterkeit der Basler Fräulein, die selbst dem Sport und dem Waffendienst gelegentlich huldigten, die Sparsamkeit und Ordnungsliebe der Basler Behörden und Ähnliches. Zwar hat Ramus, wie Fleig in seiner Einleitung ausführt, stark die früheren Schilderungen, besonders die von Aeneas S. Piccolomini und die damals noch ziemlich neue von Seb. Münster benutzt; aber es fehlt doch nicht ein persönlicher Ton. Lustig ist es z. B., wenn er rühmt, es gebe in Basel nur einen einzigen offiziell anerkannten Rechtskonsulenten; man habe nur ganz selten Gerichtsverhandlungen nötig, da der Rechtssinn der Bevölkerung schon von selber für die guten Sitten und die Aufrechterhaltung der Gerechtigkeit besorgt sei. Was würde wohl die Schar der vielbeschäftigten Basler Juristen von heute dazu sagen?

Das Hauptgewicht von Ramus' Rede liegt auf dem Lob der Größen der Basler Universität, die er an sich vorbei ziehen läßt, jedem ein Lob, manchmal auch einem eine Mahnung erteilend, z. B. wenn er, sehr deutlich, gegen die tote Logik polemisiert und die Anwendung der wahren Logik in Rede und Verhalten des wissenschaftlichen Lebens als das Hauptziel dieser « Kunst » bezeichnet. In der Wertung der Gelehrten, die, wie Fleig in der Einleitung nachweist, sehr ungleichmäßig ist, tritt m. E. überall die Hochschätzung des praktischen Lebens in der Rede des Ramus hervor. Er preist den Arzt Paracelsus, er lobt den Reformator Oekolampad und mit ganz besonderer Betonung den spanischen Juden Marco Perez, der 1567 als Kalvinist, reicher Großkaufmann und Bankier nach Basel kam und dort eine großartige Freigebigkeit übte. Der Ausklang der Rede ist ein sehr energischer und deutlicher Appell von Ramus an die Basler Behörden und die Bevölkerung, sie möchten doch ihre Unversität recht gut mit Mitteln ausstatten, nicht so kärglich wie bisher. Das haben die Basler, deren Sparsamkeit er ja sonst rühmte, vielleicht weniger gern gehört!

Im Anhang gibt Fleig neben ganz kurz gehaltenen Anmerkungen einen biographischen Katalog aller in der « Rede » genannten Berühmtheiten. Wenn

dieser, wie deren Verfasser sagt, für die Nicht-Historiker bestimmt ist, so vermisse ich darin den Hinweis auf allfällige neuere Monographien, etwa im « Basler Jahrbuch » oder in der Sammlung: Die Schweiz im deutschen Geistesleben, nach denen allgemein Gebildete vielleicht eher greifen würden als nach den lateinischen Opera der alten Herren mit ihren langen Titeln! Doch ist man auch so dankbar für seine Hinweise.

Frauenfeld. Theodor Greyerz.

CLAIRE-ELIANE ENGEL, *La Suisse et ses amis*. Editions de la Baconnière, Neuchâtel, 1943, 272 p. et 8 hors-texte, in-8⁰.

Sous un titre un peu général et vague, Mlle Engel a réuni une douzaine d'études, dont plusieurs sont fort intéressantes et qui apportent des exemples nombreux et nouveaux à la thèse que M. Fritz Ernst et d'autres ont maintes fois soutenu: le rôle d'intermédiaire intellectuel joué par la Suisse au XVIIIe siècle.

Les étrangers dont Mlle Engel suit les traces en Helvétie, y étaient venus pour des raisons diverses. Jeunes Anglais, complétant leur formation à Genève avant d'occuper dans leur île de hautes fonctions ecclésiastiques ou politiques. Voyageurs qui comme lady Mary Wortley Montagu ou le tragédien David Garrick, le Polonais Laurent Martin Dzieduszycki, les Français Ramond, Jean-François de Pange ou André Chénier, font plus qu'entrevoir des sites, mais laissent sur le pays parcouru des témoignages. Relations du pasteur Ami Lullin et de Mme Geoffrin, ou de Mlle Aïssé, la Circasienne, et des Tronchins. Transposition d'une légende valaisanne en un thème fameux par George Keats. Découverte des vallées du Haut-Valais. Et groupés autour de deux hommes fort différents, mais caractéristiques de leur époque, H.-B. de Saussure et le curé J.-M. Clément, quantité de noms célèbres ou peu connus, mettant en évidence l'importance de la découverte de la Suisse pour beaucoup de savants et de gens cultivés.

Cet ouvrage, fruit de recherches patientes et heureuses dans nos archives publiques et privées, n'est pas — et ne prétend pas être une étude d'ensemble. Il apporte des matériaux qui pourront être utiles à qui écrira un jour l'histoire des relations intellectuelles de la Suisse et de l'Europe au XVIIIe siècle. Le champ à explorer est encore vaste avant qu'une synthèse puisse être tentée. Des travaux comme celui de Mlle Engel, sont nécessaires pour déblayer le terrain, ouvrir des perspectives. D'une érudition sûre, ces études d'une présentation agréable sont aussi d'excellents essais de vulgarisation.

Payerne. Henri Perrochon.

ANNEMARIE HESSE, *Johann Conrad Heidegger 1710—1778*. Diss. Zürich 1945.

Die vorliegende Arbeit befaßt sich mit einer Persönlichkeit, die als eine der letzten Gestalten des Ancien Regime in den zürcherischen Verhältnissen zu gelten hat. Da die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts keine entscheidenden politischen Ereignisse kennt, wird die Darstellung mit Recht

in erster Linie auf das Wesen dieser Persönlichkeit und auf ihre kulturellen Bestrebungen verlegt; so auf die Bemühungen um die Physikalische Gesellschaft, um die Erneuerung der Landwirtschaft, des Schulwesens. Heidegger erscheint dabei als der etwas hausbackene Vertreter der Zürcher Aufklärung, als der Praktiker, für den hinter jeder Tätigkeit irgendein Nutzen stecken muß; handle es sich nun um ökonomische, wissenschaftliche oder politische Fragen. Auch seine strenge Religiosität hat ihre Begründung in der Vernunft.

Diese Persönlichkeit, der trotz der Verehrung durch die Zeitgenossen jede hinreißende Wirkung fehlt, bekennt sich denn auch zur Tradition und sucht deshalb besonders in der Staatsgestaltung keine grundlegend neue Wege. Das aufgeklärte Regiment der Gnädigen Herren entspricht nach ihrer Auffassung den wirklichen Bedürfnissen der Vaterstadt.

Im eidgenössischen Rahmen wirkte Heidegger in erster Linie im Toggenburger Geschäft, wo es galt, die konfessionellen Errungenschaften von 1715 zu behaupten; ferner in der Erneuerung des Bündnisses mit Frankreich im Jahre 1777. Da sich diese beiden Probleme aus der Gesamtentwicklung des 18. Jahrhunderts ergaben, hätte die Darstellung durch ein tieferes Eindringen in die Zusammenhänge noch gewinnen können.

Die Arbeit stellt eine Bereicherung unseres Wissens über jene Kräfte dar, die die zürcherischen Verhältnisse vor dem Umsturz maßgebend beeinflußten. Ihr Vorteil liegt darin, daß die Grenzen Heideggers klar erkannt und dargestellt werden. Wir erkennen damit überhaupt die Grenzen, die doch in mancher Hinsicht der allzu rationalistischen Einstellung des 18. Jahrhunderts gesetzt waren.

Winterthur. Werner Ganz.

ALVILLE, *Récits et dessins d'un gentilhomme suisse. Rodolphe de Luternau.* Lausanne, Librairie Payot, 1944, in -8, 244 pages avec 25 planches hors-texte.

La *Revue d'histoire suisse* a signalé (tome XXIII, p. 475) l'excellente biographie que Madame Albert de Watteville (Alville) a donnée, en 1942, de S. A. I. la grande-duchesse Anna-Féodorowna de Russie. Ce premier travail en a provoqué un second et les lecteurs que se souvenaient des quelques pages consacrées au créateur du parc d'Elfenau n'ont pas été surpris de voir dédier au colonel Rodolphe de Luternau une étude à la fois si copieuse et si complète.

Tout ce que l'auteur apporte n'est pas d'égale valeur, ni d'égal intérêt. Les misères du régiment de Watteville, Neuenegg, les mérites du père de l'artillerie suisse ou la visite du roi de Prusse à Neuchâtel en 1842 sont bien connus. Ce qui est nouveau par contre, c'est le récit, — récit combien vivant, — du voyage de Rodolphe de Luternau à Milan, en 1805, lors du sacre de Napoléon comme roi d'Italie; c'est l'étude documentée de sa mission à Paris, en 1810, auprès du maréchal Berthier, colonel-général des Suisses; c'est enfin l'illustration même du volume.

Le colonel de Luternau possédait un joli talent de dessinateur et les très nombreux dessins qu'il a laissés constituent une documentation iconographique à la fois précieuse et rare. Alville a choisi pour nous les meilleurs de ces croquis (Villeneuve, Amsoldingen, la route du Simplon, le Léman, Thoune, Genève) et tout autant que ses « récits », les « dessins » de Luternau sont à la base de son étude ; le titre méme du livre le proclame hautement.

Bien écrit, — pour ne rien dire d'une ou deux phrases qui étonnent, — bien présenté, très vivant, — si vivant même qu'il en résulte parfois quelque désordre, — soigneusement documenté, — quoique certaines identifications encore eussent été possibles, quoique certains détails eussent demandé un peu plus d'attention, — l'ouvrage d'Alville s'adresse au grand public. Il mérite le succès.

Mais il est, nous semble-t-il, comme une malchance qui poursuit les héros d'Alville. Pas plus qu'Anna-Féodorowna, Rodolphe de Luternau n'est un de ces personnages aux talents si exceptionnels ou d'une si grande valeur morale que l'étude de leur vie ou de leurs actes présente un véritable intérêt pour la postérité. On a même l'impression, fermant le livre sur la dernière page, qu'on vient de suivre bien longtemps un homme somme toute assez peu intéressant. Les regrets disparaissent vite cependant tant on sait gré à l'auteur d'avoir si bien fait revivre, à son propos, plusieurs des aspects d'une époque pleine de vie et de charme.

Lausanne. Jean-Charles Biaudet.

Henri Guillemin, *La Bataille de Dieu*. Edition du Milieu du Monde, Genève 1944, un volume in -16 de 246 pages.

L'histoire politique et religieuse du XIXe siècle n'a pas encore été écrite. Sur les grands événements qui concernent à la fois la cité et les personnes particulières, la volonté politique et la conscience, nous n'avons que des fragments d'histoire, et beaucoup de préjugés. Le livre qu'Henri Guillemin, sous un titre emprunté à Lamartine et qui sonne comme un éclat de fanfare, a publié récemment, montre, malgré son caractère épisodique, ce que pourrait être une telle histoire rédigée dans cet esprit.

La Bataille de Dieu comprend quatre études que réunit une même préoccupation: le souci de reconnaître dans les événements et dans les coeurs l'amitié fraternelle, le désir de justice. M. Guillemin s'est proposé d'étudier quelques moments de l'histoire politique et réligieuse du XIXe siècle français: La Mennais et ses amis en 1831, Lamartine en 1846, Ozanam en 1848, Hugo à l'heure où il s'éloignait de l'Eglise. Sans doute ces quatre études n'ont pas la même importance. Dans sa préface, Henri Guillemin déclare que son coeur est auprès d'Ozanam; les magnifiques pages qu'il consacre à ce héros obscur nous font bien voir cette parenté de sentiments. D'autre part, l'essai sur Lamartine et l'abbé Thions nous paraît, à côté des autres études, un peu pâle, non à cause de son historien, mais à cause du personnage, cet abbé vaniteux que le soleil lamartinien éblouit.

De ce regard jeté sur ces vies et ces âmes plusieurs leçons se dégagent

qu'il n'est pas inutile de méditer. La première concerne l'importance grandissante de la liberté depuis 1789. Plusieurs restaurations, des césarismes et des joséphismes n'ont pu détruire dans le coeur des hommes, et surtout des petites gens, le besoin de liberté, d'une liberté sentie comme le bien le plus précieux. C'est autour de ce mot, de cette chose que les hommes se disputent, c'est en son nom que le peuple parisien élève les barricades, et c'est à son propos que les pires confusions sont entretenues par les privilégiés. Parmi ses privilégiés, Montalembert et Veuillot jouèrent contre Ozanam un triste rôle. Les textes que M. Guillemin met sous nos yeux éclairent d'une lumière vive le perpétuel dialogue entre l'audace généreuse et le pessimisme égoïste, entre l'idéalisme et le réalisme.

De cette « bataille de Dieu » au XIXe siècle d'autres leçons se dégagent. D'abord celle des occasions ratées, des conquêtes sociales perdues. Les révolutions qui unirent les bourgeois aux ouvriers furent suivies de restaurations où ces mêmes bourgeois « assagis » et nantis gouvernaient désormais contre les ouvriers. L'inertie, l'égoïsme, l'absence d'imagination ont détruit les illusions, ruiné les espoirs, tari les enthousiasmes. Cependant — et cette leçon-la peut nous réjouir-les échecs n'ont pas arrêté les efforts pour un monde plus juste. Ces hommes que les événements paraissent condamner, ils gagnent la dernière bataille, ils passent à d'autres le flambeau. Les vaincus d'hier sont les vainqueurs de demain. Marc Sangnier, à qui Henri Guillemin dédie son livre, et les nombreux groupes nés du *Sillon* sont les héritiers d'Ozanam et de ses camarades. Nous savons aujourd'hui la part qu'ils ont eue dans la sauvegarde de la France.

Nous souhaitons de lire un jour, rédigée par Henri Guillemin, une histoire politique et religieuse de la France contemporaine: une « bataille de Dieu » qui irait de la Révolution française à la Resistance française.

Genève. Paul Rousset.

FRITZ PIETH, *Die Entwicklung zum schweizerischen Bundesstaat in der Beleuchtung preußischer Gesandtschaftsberichte aus den Jahren 1819—1833.* Basel 1944. Verlag von Helbing & Lichtenhahn.

Diese zuerst als Basler Dissertation eingereichte Arbeit ist vor kurzem als Bd. 17 der « Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft » im Druck erschienen.

Die Beziehungen der Schweiz zu Preußen in der Restaurations- und Regenerationszeit dargestellt an Hand der preußischen Gesandtschaftsberichte waren, wie auch der Verfasser dieser Arbeit in der Einleitung ausführt, für einzelne Abschnitte bereits Gegenstand historischer Abhandlungen. So hat Prof. Dr. Fr. Pieth sen. in seiner Dissertation « Die Mission Justus von Gruners in der Schweiz 1816—1819 » die Anfangsjahre dieser Periode behandelt. Zehn Jahre später hat Dr. Alex. Pfister in der « Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde », Bd. VIII, die Arbeit « Aus den Berichten der preußischen Gesandten in der Schweiz 1833—1839 » erscheinen und ihr dann noch die Fortsetzung « Aus den Berichten des preußischen Ge-

sandten Ch. K. v. Bunsen 1839—1841 » folgen lassen. Durch die vorliegende Abhandlung Dr. Pieths wird nun die bisher bestehende Lücke in der Darstellung der Beziehungen zwischen Preußen und der Schweiz für die Jahre 1819—33 in glücklicher Weise geschlossen.

Freilich handelt es sich dem Verfasser in seinen Ausführungen, wie schon der Titel besagt, weniger um die rein historische Herausschälung dieser Beziehungen auf Grund der genannten Berichte, als um die Feststellung des darin enthaltenen Gedankengutes hinsichtlich der Entwicklung des damaligen losen Staatenbundes der 22 Kantone zum Bundesstaat von 1848. Aber die Lösung dieser Aufgabe verlangt doch eine eingehende Kenntnis des politischen Geschehens jener Jahre. Diese vermittelt uns Dr. Pieth in einer übersichtlichen, gut durchgearbeiteten Darstellung der damals hauptsächlich von Metternich inspirierten, der Schweiz gegenüber betriebenen Politik der Großmächte überhaupt. Dabei bietet sich dem Verfasser Gelegenheit, seiner speziellen Fragestellung an Hand der preußischen Gesandschaftsberichte gerecht zu werden. Wie er dabei festzustellen vermag, ergeben sich in dieser Hinsicht drei deutlich hervortretende zeitliche Cäsuren, die er auch seiner Stoffeinteilung zugrunde legt. Während die erste Periode noch ganz im Zeichen der Bevormundung durch die Mächte und der Demagogenverfolgungen steht, regen sich in der zweiten, die durch die Anerkennung der Unabhängigkeit der südamerikanischen Staaten durch England eingeleitet wird, sowohl nach Innen als nach Außen die selbständigen Kräfte der Nation. Die dritte Periode wird charakterisiert durch das außenpolitische Ereignis der französischen Julirevolution von 1830 und ihre Folgen, die eine beabsichtigte einheitliche Intervention der Mächte verunmöglichen. So gelingt es der Eidgenossenschaft trotz aller innern Widerstände und Schwierigkeiten (Basel, Schwyz, Neuenburg, Sarnerbund, Bundesverfassungsrevision), sich eine von den Mächten etwas unabhängigere Stellung zu erringen. Bei der Verfolgung dieser Entwicklung kommt der Verfasser zu dem Schluß, daß die Idee der Liberalen auf Schaffung eines einheitlichen Bundesstaates in diesen Jahren zwar keine abschließenden Erfolge aufweisen konnte, ihr aber immerhin den Boden für einen solchen Verlauf weitgehend vorbereitet hat. Diese Erkenntnis an Hand der genannten Gesandtschaftsberichte eingehend verfolgt und nachdrücklich aufgezeigt, daneben aber auch die Einstellung der preußischen Vertreter in der Schweiz zu diesem Geschehen den Verhältnissen entsprechend gewürdigt zu haben, ist das Verdienst von Dr. Pieths Arbeit. Sie stellt deshalb einen beachtenswerten Beitrag zur politischen Geschichte dieser hochwichtigen Vorbereitungszeit unseres schweizerischen Bundesstaates dar.

Chur. Paul Gillardon.

LASZLO LEDERMANN, *Les précurseurs de l'organisation internationale,* Neuchâtel, la Baconnière, 1945. 177 p in 8.

Appelées par l'histoire à coexister juxtaposées dans l'espace, les communautés politiques forment une société de fait que leur contiguïté leur

impose et que favorise du reste le perfectionnement toujours accru des moyens de communications. Mais cette société est « naturelle » comme disait Rousseau, c'est-à-dire involontaire, inorganique, imposée du dehors; elle est aussi anarchique, nulle loi valable pour tous ne la régit, ses membres ne la ressentent que comme une gêne, un obstacle à leur liberté d'action égoïste: ils se supportent et se tolèrent, en attendant le moment de s'attaquer et de s'assujettir les uns les autres. Bien loin d'être des collaboratrices, les nations s'affrontent mutuellement comme des adversaires et des concurrentes, elle font respectivement, parfois à tour de rôle, figure de proie et de bête de proie.

Cette situation, dont l'histoire offre le monotone spectacle depuis l'antiquité la plus reculée où notre mémoire puisse atteindre, présente pour les populations constamment foulées par les invasions ou épuisées par leur propre effort militaire des inconvénients si éclatants qu'on ne s'étonnera pas de voir surgir à toutes les époques des plans destinés à y porter remède. Le but dernier qu'ils se proposent est toujours de faire passer la société des nations, sinon toujours de la terre entière, du moins d'une partie de celle-ci, du stade de l'anarchie compétitive où elle se maintient depuis des millénaires à celui d'une véritable association consentie, visant à l'harmonie par la solidarité et la reconnaissance des lois qui régissent les intérêts supérieurs de la collectivité universelle.

Le moyen invariablement proposé pour parvenir à ce résultat consiste dans l'organisation internationale, c'est-à-dire dans l'élaboration d'un ordre auquel — après l'avoir elle-même établi — se soumettrait volontairement une pluralité de nations ou même, à la limite, la totalité des nations du globe.

La notion même d'organisation internationale apparaît, à la lumière de la réflexion appuyée sur l'expérience de l'histoire d'une complexité telle; elle présente tant de faces; les conditions de tout ordre, politiques, sociales, économiques, psychologiques et même religieuses dont dépend la réalisation de l'harmonie entre les peuples sont si nombreuses et enchevêtrées qu'il était impossible de les apercevoir toutes du premier coup. On peut même douter aujourd'hui, après les leçons amères découlant de la première tentative pour passer, dans ce domaine, de la théorie à la pratique, celle de la Société des Nations de 1919, que nous soyons en possession de toutes les données du problème à résoudre.

Il n'en reste pas moins que grâce aux efforts répétés de nombreux théoriciens, au cours des siècles écoulés, une bonne partie d'entre elles ont été déterminées, et qu'ainsi la notion même d'organisation internationale est allée s'éclaircissant, s'approfondissant de plus en plus, prélude indispensable à tout essai de réalisation pratique puisqu'il révèle aux praticiens les difficultés qui les attendent et qui risqueraient autrement de les prendre au dépourvu.

L'ouvrage de Mr. Ledermann est consacré à l'exposé des étapes de

cette longue et passionnante enquête, du Moyen Age à la fin du XVIIIe siècle en occident. Il rendra service, dans sa brièveté attrayante, au lecteur qui n'a pas le loisir d'assimiler l'étude beaucoup plus copieuse de J. Ter Meulen (La Haye, 1917) sur le même sujet.

Dans une suite de chapitres concis et lucides l'auteur signale la contribution de chacun des investigateurs successifs à l'édifice de la théorie de l'organisation internationale. Sa préoccupation principale n'est pas de marquer la relation entre chaque projet proposé et les conditions historiques du moment, quoique cet aspect-là du sujet ne soit nullement ignoré, mais de faire apparaître quel enrichissement son auteur apporte à la notion théorique de l'organisation internationale. Ainsi, tout en montrant au passage qu'un Pierre Dubois au XIIIe siècle assigne à la fédération qu'il envisage la mission de reconquérir les Lieux Saints, un Georges de Podiebrad, au XVe, celle de lutter contre l'invasion ottomane ou qu'un Sully et un Crucé, au XVIIe, voient en elle, l'un un moyen d'humilier la maison de Habsbourg, l'autre un moyen de sauvegarder les institutions monarchiques, il insiste surtout sur les aspects nouveaux de l'organisation internationale que chacun d'entre ces théoriciens fait apparaître. Nous apprenons ainsi que Dubois, contemporain du pacte des Waldstaetten, prône déjà, en plein Moyen Age, une association fédérale des Etats sur la base de l'égalité des droits, écartant l'idée d'une monarchie universelle, qu'elle ait à sa tête un pape ou un empereur. Cette association aura pour directoire un Conseil formé des chefs des Etats associés. A côté de celui-ci et nommée par lui, une Cour de Justice arbitrera les conflits entre nations, la papauté fonctionnant comme instance d'appel. Enfin, des sanctions militaires sont prévues pour imposer, si besoin est, l'exécution des sentances de la justice internationale.

Voilà déjà bien déterminées, au seuil des temps modernes les lignes essentielles d'une organisation internationale. Les instruments sont découverts, il s'agit de les rendre aptes à fonctionner. Podiebrad, à cause du but avant tout militaire qu'il assigne à sa fédération, a été placé devant la question si délicate de l'armée internationale et conduit par là à examiner celle des finances. Alors se dessine le redoutable problème de la subordination des parties au tout et de la limitation des souverainetés nationales. Avec Crucé, on voit apparaître l'universalisme. Jusqu'ici l'ambition organisatrice des théoriciens ne s'étendait qu'à l'Europe ou même à certaines portions de celle-ci. Le moine français n'hésite pas à ouvrir sa fédération au sultan de Constantinople et même aux souverains de la Perse et de la Chine. Sans doute le principe monarchique lui paraît-il établir entre ces potentats et ceux de l'Occident une analogie suffisante, car il remarque finement que le régime intérieur des Etats n'est pas sans influence sur la paix internationale, la paix intérieure ne pouvant que lui être favorable. Il entrevoit aussi l'importance pour l'ordre international de la liberté des échanges commerciaux et celle du réglement préalable des questions territoriales qui divisent les Etats.

Suivant la même méthode, l'auteur expose ensuite ce que la théorie

de l'organisation internationale doit à Sully, à William Penn, à l'abbé de St. Pierre, à J. J. Rousseau, à Bentham et finalement à Kant, revue qui fait apparaître successivement presque tous les problèmes qui occupent aujourd'hui les internationalistes y compris celui du désarmement.

Il devait appartenir à Emmanuel Kant de combiner en un édifice logiquement construit les idées plus ou moins éparses et discontinues de ses nombreux prédécesseurs et de mettre notamment en meilleure évidence les conditions morales dont dépend en dernière analyse tout essai d'organisation internationale si limité soit-il et modeste dans ses ambitions. Si on peut adresser une critique à Kant, ce serait plutôt de ne pas avoir encore suffisamment insisté sur ce dernier point. A lire aujourd'hui ses réflexions sur ce sujet après les expériences de dix ou vingt dernières années, on trouvera encore bien optimiste le penseur de Königsberg. Il s'imaginait que la considération de leurs intérêts orienterait naturellement les hommes vers l'organisation internationale. « La nature, écrivait-il, unit les hommes par le sentiment d'un égoïsme réciproque.» La société de 1945 n'est plus celle où vivait Kant; l'émancipation politique des masses les a livrées aux agitateurs capables d'exploiter effrontément leurs capacités émotives incontrôlées. On a vu où cela pouvait les mener quand de mauvais bergers réussisent à annuler par une propagande sans scrupules les germes de raison qui palpitent en elles, encore vacillants et fragiles. Dans l'état social où nous sommes aujourd'hui, la réalisation d'un ordre international apparaît plus difficile qu'à la fin du XVIIIe siècle. Elle suppose d'abord un immense travail d'éducation populaire sans lequel rien de solide ne se fondera. La psychologie individuelle et collective, la psychiatrie même ont ici leur rôle à jouer. La pensée des précurseurs, en nous rendant plus attentifs aux difficultés qu'il s'agit de vaincre, peut toutefois aider à en triompher.

L'effort de réflexion de ces théoriciens n'a pas été sans fruits. En écoutant leurs observations accumulées au cours des siècles, on se rend compte du nombre de conditions de tout ordre qui devraient être satisfaites à la fois, pour qu'une organisation internationale digne de ce nom puisse se réaliser. Un appareil d'institutions lui est certe indispensable mais, comme l'expérience actuelle le montre, des institutions ne sont efficaces que si l'esprit qui, dans les peuples, anime la majorité pousse à en faire usage; sinon l'instrument se rouillera dans son dépôt, et l'on serait mal avisé de le rendre responsable de cette inefficacité; elle ne lui est pas imputable mais bien à ceux qui dédaignent ou craignent de s'en servir.

L'ouvrage de Mr. Ledermann, dans sa brièveté si riche de substance, ne nous apporte pas seulement des informations historiques précieuses touchant l'histoire d'une grande idée, il stimule notre réflexion sur un problème de l'actualité la plus brûlante et dont notre avenir immédiat dépend.

Genève. Victor Martin.